

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 84=104 (1938)

Heft: 10

Artikel: Macht der Vorstellung in der Kriegsgeschichte : Eindrücke von der
Mostra delle armi antiche, Florenz Mai-Oktober 1938

Autor: Glinz, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-15423>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von ihr Niederhalten des Gegners bis zum letzten Moment verlangen, dann kann es vorkommen, dass Späne fallen!

Die moralische Beherrschung des Gegners beginnt erst in kürzeren Entfernungen. Wer die Hölle fürchtet, den hat sie bereits, sagt Luther. Und setzest du nicht das Leben ein, nie wird dir das Leben gewonnen sein, sagt Schiller. Und wer im Felde Todesahnungen hat, der ist bereits schon dem Tod verfallen. Sein Stürmen ist zaghaft, er ist ängstlich, ist nicht mehr «umsichtig», der Tod tritt von einer Seite an ihn heran, die er gar nicht erwartet hat, er gibt dem Gegner durch sein unsicheres Vorgehen das moralische Moment in die Hand und damit gleichsam die Knarre. Ja er lenkt damit den tödlichen Schuss in sich selbst hinein, als ob er einen Riesenarm bekommen hätte.

Ein selbstbewusster Stürmer schlägt dem Gegner die Initiative und damit auch die Knarre aus der Hand. Er beherrscht ihn schon lediglich der Höhe nach, da der Verteidiger nur um Kopfgrösse aus dem Terrain ragt und der Angreifer in voller Grösse heranstürmt. Durch das Zickzacklaufen, absichtlich, um die Schussleistung herabzumindern und ungewollt durch die Granatrichter, verfehlt der Verteidiger einige Schüsse, dadurch wird er noch unruhiger, dann kommen ihm die Gedanken an Pardon geben, bzw. nehmen, der Sturm ist entschieden. Um den moralischen Eindruck noch zu verstärken, man verzeihe mir die reglements-mässige Sünde, machten wir Anschlag laufend freihändig, dann gibt's kein Halten mehr. Nennen wir es ruhig blaue Bohnenhypnose oder Suggestion oder Meisterung des Todes oder irgend sonst wie, jedenfalls sind hier geheime Kräfte mit im Spiele.

Die Kompagnie soll zum Sturm antreten. Der Kompagnieführer macht ein verstörtes Gesicht, dies überträgt sich auf die Mannschaften, sie lesen ihm das Misstrauen aus dem Gesicht: Der Sturm ist abgeschlagen, ehe er begonnen hat.

Einen Bajonettkampf habe ich nicht erlebt, das Herannahen desselben bewirkte «Hände hoch», also ein moralischer Sieg des Bajonetts.

Macht der Vorstellung in der Kriegsgeschichte

Eindrücke von der Mostra delle armi antiche, Florenz Mai-Oktober 1938.

Von Lt. *H. Glinz*, III/66.

Diesen Monat (Oktober) geht in Florenz eine grosse italienische Waffenschau zu Ende. Untergebracht in den Sälen des Palazzo Vecchio, der selbst als Trutzbau des 13. Jahrhunderts ein Ausstellungsstück von Rang ist, zeigt sie die Entwicklung der Waffentechnik auf italienischem Boden von den ältesten Epochen,

den Etruskern und Römern, bis auf Napoleon. Sie bildete den ganzen Sommer durch einen besondern Anziehungspunkt der sonst schon an Sehenswürdigkeiten reichen Stadt Florenz. Für mich bot sie ein besonderes Interesse, einmal weil ich Historiker und Offizier, und dann weil ich Schweizer war. Das erste ist klar. Es war eine einzigartige Gelegenheit zum anschaulichen Studium der ältern Kriegsgeschichte. Dann aber dachte ich an unsere Vorfahren, die da unten vor 400 Jahren ein gewichtiges Wort mitredeten, und es nahm mich besonders wunder, ob man davon in der Ausstellung etwas merke. So sah ich mir die Mostra delle armi antiche gründlich an und will hier über meine Eindrücke berichten.

Dass das Ganze staatlich betonten Charakter trug, ist für das heutige Italien selbstverständlich. Es soll dem Italiener die zweitausendjährige kriegerische Vergangenheit seines Landes gezeigt werden, als deren Fortsetzung und Erfüllung das «Reich», das Impero gedacht ist. So treten einem, bevor man in die Waffensäle selbst gelangt, auf grauen Tafeln lapidare Sätze entgegen, mit Kapitalbuchstaben geschrieben, so dass sie sich unwillkürlich einprägen: «Die wichtigsten Grundlagen aller Staaten, der alten wie der neuen, sind gute Gesetze und gute Waffen» (Macchiavelli) und «es ist der Pflug, der den Acker bebaut, das Schwert aber, das ihn verteidigt» (Mussolini). Nach dieser Einleitung kommt man zu den ältesten Waffen, Schwertern und Helmen der Etrusker und Römer, z. T. in künstlerisch prachtvoller Ausführung. Grosse Photographien von antiken Reliefs zeigen zeitgenössische Darstellungen von Kriegern und eine Schlacht zwischen Römern und Germanen. Die Kaiserzeit hat schon ein reiches Material, unter anderm Gladiatorenwaffen, die man sogleich als solche erkennt. Dann sinkt die Ergiebigkeit gewaltig, die ganze Zeit vom Untergang des römischen Reiches bis ums Jahr 1300 hat in einem einzigen Saale Platz. Von da an sind wieder schöne Stücke in Menge da, die ganze Entwicklung der ritterlichen Rüstung wird eingehend gezeigt, prächtige Harnische mit all ihren verschiedenen Formen und Spielarten, dann die Feuerwaffen, der langsame Wandel im Bilde des Soldaten, bis zur Uniform und den Waffen der napoleonischen Zeit. Im grossen Saal, der sogenannten Sala dei cinquecento, lässt sich ein ganzer Zug von glänzenden Rittern zu Pferde bewundern, von Kopf bis zu Fuss gepanzert, in deutschen, italienischen, dann auch sarazenischen, persischen und japanischen Rüstungen. Es würde zu weit führen, alles zu beschreiben. Dagegen mögen einige historische Gedanken Platz finden, die einem dabei aufsteigen.

Was zuerst auffällt, ist die ganz ungleiche Vertretung der verschiedenen Epochen, die Tatsache, dass das ganze Mittelalter so kurz behandelt ist. Man kann das erklären aus dem Mangel an Material, da die Schau sich mit wenig Ausnahmen auf Italien beschränken wollte.

Dann aber stellt sich ein Erstaunen ein, dass all diese prächtigen Ritterrüstungen, diese wandelnden Festungen aus Stahl, aus dem 15., 16., ja aus dem 17. Jahrhundert stammen. Man besinnt sich auf die Jahrzahlen der Geschichte und stellt fest, dass das Rittertum als Kriegsform, d. h. der Einzelkampf zu Pferd mit Lanze, Schwert und Schild im 10., 12. bis 13. Jahrhundert seine Blüte gehabt hat und im 14. Jahrhundert sozusagen überall abdanken muss, um dem Fussvolk, Bogenschützen, Hellebardieren und Langspiessern, später auch Musketieren, Platz zu machen. Man denkt an die Schlacht von Crécy, wo die französische Ritterschaft dem englischen Fussvolk unterlag, und man denkt an Morgarten, Laupen, Sempach und Näfels, wo das Fussvolk der Eidgenossen die österreichischen Ritterheere schlug. Es ist eindeutig, im 14. Jahrhundert ist die Rolle des schwergepanzten Ritters ausgespielt. Von der Rüstung erhält sich der Helm und der Brustpanzer, den die schwere Infanterie übernimmt. Das andere macht den Kämpfer zu schwerfällig und wird fahren gelassen. Was hat es dann für eine Bewandnis mit den prächtigen, ganzen Rüstungen, den weissen und schwarzen Plattenharnischen von 1400, 1500, 1600, die man hier sieht?

Es zeigt sich hier etwas höchst Interessantes, eine Erscheinung, die in der Kriegsgeschichte von der ältesten Zeit bis heute gewirkt hat: Die Macht der Vorstellung. Jede Kriegsorganisation — und als solche hat das Rittertum zu gelten, ist nicht nur von der Realität bestimmt, d. h. von der wirklichen Lage, dem Stand der Waffentechnik und dem Wesen des Krieges an sich, wie ihn Clausewitz zeigt, — sondern sie ist auch in sehr weitem Masse bestimmt von Vorstellung, Ueberlieferung (Tradition) und stillen oder ausgesprochenen Vereinbarungen (Konvention). Das kann so stark sein, dass das eigentliche Wesen des Krieges dahinter völlig verschwindet, und z. B. eine wissenschaftliche, statistisch-mathematische Disziplin daraus wird, wie im 18. Jahrhundert, oder eine sportlich betonte Weltorganisation wie das Rittertum.

Ritter heisst Reiter, also Soldat zu Pferde. Ursprünglich lag in der Bevorzugung der Reiterei vor dem Fussvolk ein durchaus reales Moment. In den weiten Räumen, wo im 9.—10. Jahrhundert Krieg geführt wurde, war Reiterei beweglicher als Fussvolk.

Im Kampf gegen fremde Reitervölker (Hunnen, Ungarn) war sie oft die einzige wirksame Waffe. Ausgerüstet war dieser Reiter, der dann zum Ritter im ständischen Sinn wurde, mit Lanze und Schwert, und als Schutz trug er Helm, Ring- oder Kettenpanzer (eine Art Eisenhemd, das sich dem Körper anpasste und nicht zu schwer war) und Schild. So ist er auf Bildern und in Miniaturen bis 1300 dargestellt. Dabei war der Helm meist offen, nur für das Turnier, d. h. eine Friedensübung, wie wir heute sagen würden, kam der geschlossene Helm mit dem Visier auf, der nur für die Augen einen schmalen Schlitz liess. Dann setzte die Tendenz nach schwerer Panzerung ein. Es wurde statt des geschmeidigen, gewebeartigen Ringpanzers der Plattenharnisch ausgebildet, der allerdings mehr Schutz bot, aber wegen des grossen Gewichts, der umständlichen Art des Anziehens und der gehinderten Bewegungsfreiheit schwere Nachteile hatte.

Diese Schutzbewaffnung trugen die Ritterheere, die bei Sem-pach und Näfels den Eidgenossen erlagen. Die Entwicklung hätte also, wenn sie sich von den Erfahrungen des wirklichen Krieges hätte leiten lassen, von dieser schweren Panzerung wieder abkommen müssen. So geschah es auch überall da, wo keine Tradition zu wahren war. Die Eidgenossen und das Fussvolk im allgemeinen trugen den halben Harnisch, einen Brustpanzer und Helm, eventuell noch Arm- oder Beinschienen. Bei den Rittern aber trat nun die Macht der Vorstellung auf den Plan. Das Bild des Ritters war in die Literatur eingegangen und von dort wirkte es als Norm. Der Ritter war der potenzierte, soldatische Mann. Einzelkämpfer, ganz auf sich stehend, allseitig gewaffnet, in glänzender Rüstung, die zugleich die Makellosigkeit seiner Ehre spiegeln sollte, hart gegen den Ungläubigen und Landesfeind, sportlich-edel gegen den ritterbürtigen Gegner, grossmütig gegen den Schwachen und Wehrlosen, und zum Dienst ergeben gegenüber der Frau. Er beanspruchte das Monopol der Verteidigung und des Kampfes und leitete aus dieser Dienstleistung das Recht zu seiner gehobenen Lebensführung ab. Aus dieser Einstellung heraus regelte er auch die Kampfweise. Sie war «ritterlich», d. h. beschränkt auf ganz bestimmte Momente, Waffen, Verfahren. Es sollte rein die Tüchtigkeit des Fechtens den Ausschlag geben. Ueberraschung, Kriegslist kamen gar nicht in Frage. Man suchte einen günstigen Platz zur Schlacht. Erst wenn der Gegner sich aufgestellt hatte und bereit war, griff man an. Den andern im schwächsten Moment, während der Bereitstellung zu packen, wie man heute tut, wäre unritterlich und unfair gewesen. Der «Kriegs-

zustand», um wieder einen Begriff von heute zu gebrauchen, dauerte nur die Stunden des Kampfes.

Das war das Ideal des Rittertums. Es war so stark, dass es sich noch dreihundert Jahre lang erhalten konnte, nachdem es der Wirklichkeit nicht mehr ganz und immer weniger entsprach. Und es konnte sich so lang erhalten, weil alle daran glaubten. Sie hielten sich nicht nur daran, wie man sich an Spielregeln hält, sie nahmen sie für gar nicht anders möglich, für Notwendigkeit und Wirklichkeit. Es kam niemand in den Sinn, diese Grundlagen selbständig zu überprüfen, sich von der Ueberlieferung zu lösen und rein «zweckmässig» zu kämpfen. So wirkten sich die Schwächen des ganzen Systems — mangelnde Beweglichkeit, grosse Verwundbarkeit während der ganzen Zeit, da man nicht gerade in Schlachtordnung stand, grosse Behinderung in coupiertem Gelände — für alle gleichmässig aus und hoben sich auf. Sie mussten sich aber zeigen und schlachtentscheidend wirken, sobald der eine der Gegner sich nicht daran hielt, sei es, dass er sich über die ritterliche Art hinwegsetzte oder dass er sie gar nicht kannte. So war es bei den Eidgenossen. Man kennt ja das herkömmliche Bild, das sie als Hirtenknaben gegenüber den schwergerüsteten Rittern zeigt. Wenn auch die Geschichte dagegen nachgewiesen hat, dass sie alles andere als kriegsungewohnte Bergler waren, so ist doch das eine richtig an der Tradition: Sie waren nicht «zeitgemäss» ritterlich-kriegsmässig ausgerüstet. Aber der populäre Schluss ist dann falsch: Nicht *obschon* sie weniger gepanzert und anders ausgerüstet waren, siegten sie (man schreibt ihnen dann übermenschliches Heldentum zu), sondern *weil* sie anders waren. Sie waren nicht in der ritterlichen Vorstellungswelt gefangen. Sie verteidigten sich «natürlich», mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, d. h. wie man heute sagt, sie führten totalen Krieg. Und die Ritterheere unterlagen, weil sie gegen alle Regeln der Kunst im ungünstigsten Moment angegriffen wurden und von ihrer ritterlichen Taktik gar keinen Gebrauch machen konnten.

Jedoch vermochten auch solche Niederlagen das Rittertum noch lang nicht zu entthronen, und wenn man mit der Zeit den Verhältnissen nachgeben und auch mehr Gewicht auf das Fussvolk legen musste, so blieb doch das ritterliche Ideal und die Bewaffnung und Rüstung für den Offizier. Ja, der ritterliche Zweikampf in Form des Turniers wurde erst recht ausgebildet und gepflegt, man denke an Maximilian «den letzten Ritter» und an den Hof von Frankreich unter den Heinrichen. Man versteifte sich teilweise geradezu auf den ritterlichen Kampf, man wollte die tatsächliche Wendung des Kriegswesens nicht anerkennen. Noch

Franz I. suchte sich in der Schlacht seinen persönlichen Gegner, statt von hinten das Ganze zu leiten.

Genau dieser Vorstellungslinie, die den gepanzerten Ritter als Ideal noch bis weit ins 17. Jahrhundert festhält (Bildnisse von Louis XIV. und Feldherren der Zeit im Panzer) folgt die Ausstellung in Florenz. Mit Ausführlichkeit und Liebe verfolgt sie die Entwicklung der Rüstungen, den Wandel ihrer verschiedenen Teile, die verschiedenartige Formgebung und Verzierung usw. Oft glaubt man im Katalog eher eine kunstgeschichtliche Abhandlung vor sich zu haben als eine kriegsgeschichtliche, aber dann heisst es wieder: *le nuove necessità dell'offesa e della difesa* (S. 19) ... und zeigt, dass es doch militärisch gemeint ist. Aber eben, entsprechend der herrschenden Vorstellung nimmt die Rittersrüstung allen Platz ein. Von der Infanterie merkt man fast nichts. Zwei Hellebarden und einige Langspiesse in einem Nebensaal, und dann frühe Feuerwaffen. Im Museo nazionale stehen im Erdgeschoss ganze Reihen von schwarzen Infanterie-Brustpanzern, z. T. mit kräftigen Kugel- und Stosspuren. Davon habe ich in der Mostra keinen einzigen gesehen, vielleicht hat man mit Absicht darauf verzichtet.

Es liessen sich noch mehr Belege anführen und historische Beispiele in Menge, doch soll nur noch einmal der Gesamteindruck gefasst werden: Im Kriege spielt die Vorstellung von den Dingen und ihrer Wirkung oft eine ebensogrosse, wenn nicht grössere Rolle als die Wirkung selber. Es kann soweit gehen, dass während Jahrhunderten Vorstellung und Wirklichkeit weit auseinanderfallen. Das wird besonders dann eintreten, wenn eine bestimmte Klasse das Wehrwesen ganz für sich in Anspruch nimmt, wie in unserm Fall das Rittertum. Wenn dann einer der Gegner sich von diesem Schema löst und wieder alle Möglichkeiten des Krieges ausnützt, so hat das für den andern, der in der Tradition befangen bleibt, oft katastrophale Folgen. Beispiel die Siege der Eidgenossen gegen die Oesterreicher und Karl den Kühnen, ein anderes Beispiel die Kriege der französischen Revolution und Napoleons. Das ist es auch eigentlich, was man mit «*Totalem Krieg*» bezeichnen sollte: nicht einen besonders grausamen, sondern einen bis ins letzte (auch politisch!) *zweckmässig geführten* Krieg. So waren die grossen Kriege der Schweizer bis und mit dem Sonderbundskrieg, der alles andere als grausam war und doch in dem Sinne total, als er seinen Zweck in kürzester Zeit und mit geringsten nachteiligen Folgen erreichte. Denken wir Schweizer Offiziere daran, gerade weil wir keine eigene Kriegserfahrung haben und daher aus den Kriegsdarstellungen anderer lernen müssen, — denken wir daran, wie unsere Vorfahren, die uns unser Land geschaffen haben, ihre Siege erkämpften.